

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 132.

Donnerstag, 9. Juni

1927.

(22. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

Roman von Erika Grupe-Vörcher.

(Nachdruck verboten.)

Langsam schloß sie die Augen auf. Zuerst war es noch ein betäubter, ein fast fremder Blick, der sich unter den Lidern hob, ein Verwundern über diese eigenartige Umgebung. Wie kam sie auf einen Ruhestuhl, wie in das Privatkontor ihres Veters. Ihre Gedanken schienen mühsam zurückzuwandern.

Da machte Kurt Martens eine Bewegung. Sie entdeckte ihn nun. Sah ihn neben sich sitzen, ihr entgegen geneigt, mit einem Ausdruck voll fragender, halb glücklicher Freude.

„Fräulein Diane!“

Eine dunkle Erinnerung stieg in ihr auf, als seien es dieselben Worte, die sie vorhin zuletzt gehört. Vorhin? War es nicht vor langer, langer Zeit?

„Fräulein Diane, sind Sie wieder zu sich gekommen?“

Es war ihr, als ob ein furchtbarer, schwerer Druck, der auf den Sinnen, auf dem ganzen Körper gelastet, langsam zu weichen beginne.

„Herr Martens, was ist mit mir geschehen? Warum sitzen Sie hier?“

„Sie sind vorhin beim Erdbeben verunglückt, Fräulein Diane. Ich war gerade bei Ihnen. Ich konnte Sie noch die Treppe hinuntertragen. Sie haben von dem allem nichts mehr gespürt, denn Sie wurden durch den Sturz bewußtlos.“

Er sagte es ganz schlicht, ohne großes Aufheben von der Rettung zu machen.

Sie hatte die Augen in einer großen Erschöpfung von neuem geschlossen, aber deutlich prägte sich ihr jedes seiner Worte ein. Wie in nebelhafte Ferne gerückt, tauchten die Erinnerungen von vorhin wieder auf. Sie sah sich entsetzt in ihrem Zimmer von der Schieblade aufspringen, in der sie nach den Alben gesucht, um sie dem Baron zu zeigen. Völlig unklar war ihr dieser Stoß, der von unten aus dem Hause geführt zu sein schien. Und dann kam die hereinbrechende Katastrophe, die Stöße, welche die schwersten Möbel vom Fußboden wälzten. Die Schwankungen, die Wände und Fenster und Dächer bersten machten. Und sie allein inmitten all dieses fürchterlichen Getöses, des Bankens, der von der Straße heraufklingenden Aufschreie der Menge! Allein inmitten dieses gewaltigen Naturereignisses, das sie alle zu begraben drohte. Und dann hatte ihr wie eine Erlösung Martens Stimme geklungen. Er rief sie! Nie in ihrem Leben hatte sie eine Stimme mit solcher Angst, mit solcher Sehnsucht ihren Namen rufen hören. Dann war er gekommen, und sie hatte sich in seine Arme geflüchtet, wie ein geängstigtes, schutzbedürftiges Kind!

Aber als ob Monate, als ob Jahre zwischen jenen Augenblicken und jetzt lägen, so war es ihr. Ganz wie hinter fernen Nebelschleiern erinnerte sie sich dessen. Eine bleierne Müdigkeit senkte sich wieder über sie. Nur die Hand vermochte sie ihm entgegenzustrecken. Dumpf fühlte sie, wie eine neue Ohnmacht sich wieder über sie zu legen begann. Aber danken wollte sie ihm, danken!

Die Lippen, die Gedanken versagten den Dienst. Nur zu dieser einzigen, stummen Bewegung war sie fähig. Sie streckte ihm die Hand hin, zum stummen Dank für alles.

Und sie fühlte, wie er sich über ihre Rechte neigte und sie an seine Lippen zog, während er mit einem einzigen Worte ihren Namen, halb unterdrückt, flüsterte.

Carlos, der Diener, hatte sich gerade im Hofe in der Kutscherwohnung mit dem Kutscher des Barons Alvarez im Gespräch befunden, als die Katastrophe ausbrach. Ihm als Tagelohn saß von Kindesbeinen an der heillose Respekt vor einem Erdbeben im Blute. Deswegen war er einer der ersten aus dem Hause gewesen, der sich schon bei den ersten Stößen auf die Straße hinaus gerettet hatte. Er hatte es leicht, da es für ihn keine Treppe hinabzulaufen gab, sondern er brauchte nur vom Hofe aus durch die Einfahrt auf die Straße zu rasen. Die anderen der Dienerschaft hörte er bereits schreiend und lärmend vor Angst hinterherkommen. Als er sich nur einigermaßen in Sicherheit wußte, begann er bald, seinen Plan zu schmieden. Der Baron hatte ihm beim Aussteigen einen kurzen, bedeutungsvollen Blick zugeworfen, als er ihn zu den Herrschaften nach oben geleitete. Der Blick sollte mahnen! Denke an deinen Auftrag, du wirst es nicht zu bereuen haben! — Die Summe nach Geld war in dem Burschen stark ausgebildet. Zugleich lockte ihn ein gewisses Gefühl von Abenteuerlust zu einem Wagnis, das ihm guten Lohn versprach.

Als alles in buntestem Durcheinander sich unten auf der Straße zusammendrängte, durchschloß ihn plötzlich der Gedanke, sich jetzt die allgemeine Kopflosigkeit zunutze zu machen und den Diebstahl auszuführen. Er drängte sich zwischen den Gruppen hindurch und spähte vor dem Hause scharf umher, wer sich draußen befand. Die alte Sennora Schürmann war da mit ihrem Sohne und dem spanischen Baron, der bei seinem Besuche von dem Erdbeben überrascht worden war. Und Herr Bauer war da, und neben ihm der andere spanische Herr aus dem Geschäft. Ausgerechnet der Sennor Martens fehlte. Befand er sich noch im Hause?

Da sah er den alten Majordomus in den Hauseingang stürzen, als habe ihn von drinnen jemand hineingewinkt. Gleich darauf trug Sennor Martens mit dem alten Augustin die Sennorita Diane aus dem Hause, anscheinend als Bewußtlose. Hatte Sennor Martens sie gefunden und gerettet und aus dem Hause gebracht?

Dieser Zwischenfall kam dem Burschen sehr gelegen. Martens schien völlig durch seine Fürsorge für die Ohnmächtige in Anspruch genommen. Auch andere drängten sich jetzt um diese Gruppe, und die alte Sennora Schürmann erging sich mit ihrem Sohne in Fragen. Der Erdboden schien zur Ruhe gekommen zu sein. So wagte er es!

Jede Minute war kostbar, in der er in das frisch verschüttete Haus unbeachtet und allein eindringen konnte. Er schlüpfte zwischen dem drängenden, noch immer angstvoll wartenden Volke hindurch in die Seitenstraße und glitt durch einen kleinen Seiteneingang, der eigentlich nur zu geschäftlichen Zwecken diente, ins Haus. Drückte sich innen im Hof an der Seite entlang, an der man ihn durch die offene Einfahrt des Hauses

nicht von der Straße aus beobachten konnte, und stürzte dann, so schnell seine behenden Füße ihn trugen, die kleine Holztreppe nach oben, welche der Dienerschaft zur Benutzung von den hinteren Wirtschaftsräumen des ersten Stockwerks in den Hof hinab zur Verfügung stand. Dann wurde das Weiterkommen schwieriger. Ein Teil des Daches war im Hinterflügel niedergebrochen und verschüttete von der Terrasse aus den Eingang zum Speisesaal. Aber seine unglaubliche Behendigkeit und Beweglichkeit ließ ihn alle Hindernisse überwinden. Es kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, was für ein Bild der Zerstörung sich ihm bot, denn er war nur von dem einzigen Gedanken geleitet, unbeachtet und ehe noch die anderen in das halb verschüttete Haus drangen, das Zimmer des Sennors Martens zu erreichen.

Es gelang ihm. Selbst die schaurige Stille, die ihn hier in dem großen, verlassenen Hause umgab, beachtete er nicht, noch machte sie ihn furchtsam. Gerade an demjenigen Teile des Hauses, an dem die Steintreppe und auch die Zimmer der drei Herren lagen, schien das Erdbeben besonders heftig gewüthet zu haben. Auf der Steintreppe lagen hochgeschichtete Kalkhausen. Das große hölzerne Muttergottesbild geborsten und zersplittert.

Aber er kam über alles hinweg, bald auf den bröckelnden Kalkhausen rutschend, bald kletternd, bald gleitend. In den Schlafzimmern der Herren sah es schlimm aus. In Martens' Zimmer war der Schrank durch die wichtigen Stöße nach vorn gestürzt. In dem Schranke wußte Carlos die Kassette. Er hatte öfters, wenn er abends den Herren vorm Zubettegehen noch ein Glas geistiger Limonade brachte, Martens an seinen Rezepten und Entwürfen arbeiten sehen. Zwar war der Schrank immer verschlossen, aber das war jetzt kein Hindernis. Mit schnellem Blick erkannte Carlos, daß die Rückwand des Schrankes nur von dünnem Holz gearbeitet war. Sie lag jetzt obenauf.

Deswegen versuchte er es mit einigen festen Fußtritten, mit denen er in den Schrank stieß. Aber das ging nicht. Da holte er eins der Jagdgewehre, welche an der Wand in einer Ecke hingen, und den Stößen des Gewehrstoßens gab die hintere Holzwand nach. Er lauschte. Niemand schien den frachenden Ton gehört zu haben.

Er kniete nieder und griff in den Schrank. Zuerst fand er nichts. Dann suchte er in dem tieferen Bord. Da fühlte er die kalte, harte Fläche der Stahlkassette. Mit einem Ruck riß er sie heraus. Sein war sie nun! Der Baron sollte ihm ein gutes Stück Geld dafür geben! Und einen bequemen Posten in seinem Haus obendrein!

Aber vielleicht war es klug, die Absichten auf die Kassette zu maskieren? Man brauchte ja, wenn der Diebstahl entdeckt wurde, nicht gleich zu sehen, daß es einzig auf die Kassette abgesehen war. Deswegen riß er noch einige kleine Gegenstände aus der Rückseite des Schrankes heraus, um einen allgemeinen Diebstahl zu markieren.

Dann nahm er eins der Handtücher vom Halter, schlang es um die Kassette, schob sie unter die Falten seines weiten, weißen Hemdes, das er nach Landesitte über die Hüften herabhängend trug, und glitt wieder ins Treppenhaus. Hier horchte er gespannt nach allen Seiten: ins Haus hinein, in den gegenüberliegenden Flügel, nach unten. Er vernahm aus der Ferne Stimmen. Aber ins Haus selber war noch niemand eingedrungen. Deswegen nutzte er die kostbaren Minuten und glitt behende wie eine Rahe mit seinem Raube durch das Treppenhaus denselben Weg wieder zurück, den er gekommen war.

Durch die kleine, schmale Seitentür gelangte er wieder ins Freie. In der Seitenstraße, an deren Ecke das Haus zum Teil sich hinstreckte, war gerade ein Scharspiel zu sehen: ein Menichenträuel hatte sich um eine Malatin geballt, die sich weinend und unter verzweifelter Schreien die Haare raufte. Vor ihren Augen waren ihre beiden Kinder beim Erdbeben von herabstürzendem Gebälk getroffen und getödtet worden. In ihrer Verzweiflung war sie dem Wahnsinn nahe. — Carlos benutzte die allgemeine Verwirrung und lief die Seitenstraße hinab, bis er um die Ecke bog. Dann ging er

langsamer, als er sich nun in einer anderen Straße befand. Er hatte sich einen Plan zurecht gelegt. In dieser stilleren Straße lagen mehrere äußerlich schlichte Häuser, die seit Jahrzehnten alteingewohnten, wohlhabenden Nestfenzfamilien gehörten. Er steuerte auf eins derselben zu. Obgleich kein Namen noch irgend ein Schild an der breiten Hoftür stand, riß er ohne Zaudern an der Glocke. Während er wartete, blickte er sich um.

Das Erdbeben hatte, launisch und unberechenbar, wie es immer austrat, in dieser Straße fast gar nicht gewüthet. Man sah nur wenig Beschädigung außen an den Häusern. Deswegen herrschte hier auch eine verhältnismäßige Ruhe.

Ein Tagale kam und öffnete. Ob Sennor Tajan zu Hause sei? Der Diener verneinte; aber seine Schwester sei da. Dann solle er ihn zu ihr führen, verlangte Carlos.

Trinidad Tajan stand im Hofe des Hauses, um das sich die vier Flügel des Gebäudes zogen, und betrachtete die Schutthaufen, die vom Dache innen in den Hof herabgestürzt waren. Mit einigem Befremden sah sie Carlos entgegen. Aber sie schöpfte keinen Verdacht, da ihr Bruder mit zahlreichen Tagalen in geheimer Verbindung stand, die sich gegen die Spanier zur Erzwingung größerer Freiheiten richtete. Ihr Bruder befand sich auf einer Reise im Innern der Insel.

Carlos senkte in kurzem Überlegen den Blick, als sie ihn nach seinem Begehr fragte. Carlos wußte, der tagalische Geheimbund erstreckte sich mit seinen Armen über die ganzen Inseln. Augenscheinlich arbeitete Tajan an der weiteren Organisation dieses Bundes im Innern. Deswegen beschloß er, um vorläufig seinen Verdacht zu erregen, seinen Diebstahl auf die politische Seite hin auszuspielen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Strafgericht.

Humoreske aus dem Jahre 1726 von Fritz Dahl.

„Komm rasch, Mann,“ rief Frau Malwine Leberecht aus der offenen Küchentür zur Werkstatt hinüber. „Seine Majestät der König kommt, das Grundstück revidieren!“

„Ach Gott, ach Gott,“ jammerte Johannes Leberecht, „ich komme das Strafgericht, ich bin ein verllorener Mann!“ Mit zitternden Händen band er die Schürze ab und lief über den Hof ins Haus, um wenigstens rasch noch den blauen Sonntagsrock überzuziehen, ehe das schon lange gefürchtete Donnerwetter hereinbrechen würde. In der Kammertür kam dem aufgeregten Männchen schon die Frau entgegen. Ihr rundes, resolutes Gesicht war von Eifer geröthet. Sie hatte sich knapp Zeit genommen, die Küchenschürze mitsamt den schon halb aekühlten Kartoffeln unters Bett zu stecken und eine noch ganz steife, neue Schürze aus glänzendem, gebütem Kattun um die statischen Hüften zu binden. Dann hatte sie den Staatsrock des Gchlichsten aus dem Schrank gerissen und half ihm nun ohne Federnlebens gleich zwischen Tür und Angel in die Arme.

Das geschah an einem warmen Olobertage des Jahres 1726 in dem mit roten Ziegelsteinen gepflasterten Flur des bescheidenen Leberechtischen Hauses im Hintergrunde eines großen Gartengrundstückes am Gendarmenmarkt. Durch die offene Haustür konnte man über die letzten, in der milden Herbstsonne träumenden Georginen hinweg die wichtige Gestalt des Soldatenkönigs sehen, der mit dem Stod vorwärts auf die kaum einen Meter hohen Mauern des Königs im Anfang stecken gebliebenen Neubaus deutete.

„Ach Gott, ach Gott,“ stammelte Johannes Leberecht von neuem, „ich find wir verlören. Was soll ich ihm bloß antworten?“

Frau Malwine gab ihm einen gelinden Buß in den Rücken. — „Nimm dich doch zusammen, Mann! In seinen langen Kerlen wird er dich schon nicht stecken, dazu bist du zwei Fuß zu kurz geraten, genau wie dein Geldbeutel. Das wir arm sind und deswegen das Haus nicht fertig bauen konnten, ist doch noch kein Staatsverbrechen.“

Damit schob sie den am ganzen Leibe zitternden Eheherrn aus dem niederen Hause hinaus auf den sauber gebarkten Gartenweg. Da stand, kaum hundert Schritte vor den beiden, zwischen den herbstfelig im Sonnenglast duftenden Sträuchern eine Gruppe von Herren respektvoll hinter dem König und betrachtete das unter fortgesetzten tiefen Blicken sich nähernde

Männchen. Die stattliche Frau hatte es mit der rotsigen Rechten fest am linken Ellenbogen gepackt und schob es bis auf fünf Schritte Abstand vor den König.

„Warum hat Er nicht weiter gebaut, Er obstinater Kerl? Habe ich Ihm nicht befohlen, bis Michaelis sein Haus unter Dach und Fach zu haben? Rede Er!“

Johannes Leberechts Knie schlotterten unter dem langen, blauen Festtagsrock.

„Euer Ma—, Ma, Ma—“ stammelte er, und weiter kam ihm keine Silbe über die Lippen. Da wandte sich der König ärgerlich an die knizende, dralle Frau des Bitternden.

Wenn Sie seine Mama ist, dann sehe Sie ihm nachher nur die Hosen nach, ehe ich ihn arretieren lasse“, weiterte er. „Warum ist das Haus nicht fertig?“

Malwine Leberecht trat schüchtern einen Schritt vor ihren schlüchternen Ehemann: „Der Leberecht kann nichts dafür, Euer Majestät. Die Maurer sind schuld, die sind davon gelaufen, weil Leberecht kein Geld mehr hatte, um sie zu bezahlen!“

„Was, so ein Viederjahn ist Er? Hat kein Geld, um die Maurer zu bezahlen? Soll ich Ihm erst fünfundwanzig aufzählen lassen, damit Er sich besinnt, wo Er die Taler vergraben hat?“

„Gnade, Majestät!“ flehte Johannes Leberecht und sank wie ein Häuflein Unglück hinter Frau Malwines breitfaltigen Röden auf die Knie nieder.

„Er hat keine Taler mehr, Euer Majestät,“ redete statt seiner die Frau. „Er ist sogar noch sieben Taler für Ziegel und Kalk schuldig. Ein Korbmacher verdient sein Geld mit Dreibern und nicht mit Talern, und ein Haus vorn am Gendarmenmarkt paßt sich überhaupt nicht für einen Korbmacher.“

„Aber mir paßt seine wüste Baustelle nicht, versteht Sie! Warum hat ihr Jammerkerl von einem Mann mir das nicht gleich gesagt, als ich ihm im vorigen Sommer zu bauen befohlen habe?“

Die Stimme des Königs klang schon etwas besänftigter.

„Der Leberecht hatte doch viel zu viel Respekt vor Euer Majestät, und ich bin im vorigen Jahre nicht dabei gewesen, sonst hätte ich gleich gesagt, daß er mit seinen sechsundneunzig Talern kein Haus bauen lassen kann. Jetzt hat er die Schulden und die Angst dazu und ist doch ein rechtschaffener Bürger, der solchen Schaden nimmer verdient hat.“

Der König trat einen Schritt vor. „Stehe Er endlich auf, Leberecht, oder soll ich Ihm erst Beine machen! Weide Er sich morgen früh im Generaldirektorium und hole Er sich die sieben Taler, die er noch schuldig ist. Das Haus lasse ich Ihm weiterbauen, will mir durch Seine Eile nicht die ganze Friedrichstadt verschlimpfieren lassen!“

Damit drehte der König sich auf den Alkäen herum, warf noch einen, die Kosten trefflicher abschätzenden Blick auf die Baustelle und verließ mit seinem kleinen Gefolge das vor Freude über diesen Ausgang des Strafgerichts völlig sprachlose Ehepaar.

Als Frau Malwine ihm nacheilte, um ihm dankbar die Hand zu küssen, wehrte er ab: „Schon gut, Frau, sehe Sie lieber dem Leberecht die Hosen nach.“

Das Haar als Merkmal der Rasse.

Von Dr. R. Eschenbach.

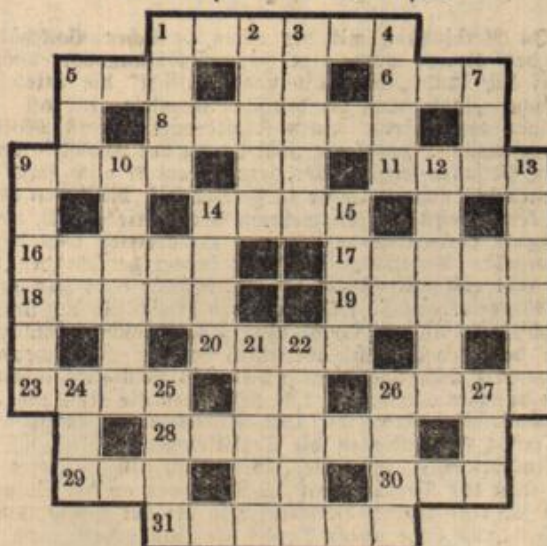
Die Wissenschaft war bisher der Ansicht, daß die für die einzelnen Menschenrassen charakteristische Form und Farbe des Haares bereits bei Neugeborenen deutlich erkennbar sei, und daß ein Individuum einer wirklich dunkelbehaarten Rasse bei der Geburt niemals hellfarbiges Haar besitze. Diese Überzeugung leitete z. B. kein geringerer als Virchow. Im Gegensatz hierzu ist der schweizerische Forscher Dr. Fritz Sarasin zu anderen Ergebnissen gelangt. Bereits in seinem 1917 erschienenen Werk „Neukaledonien und die Loyalitätsinseln“ schrieb er: „Um die gleiche Zeit (5 Jahre), bald früher, bald später, macht auch die Behaarung der Eingeborenen eine Veränderung durch.“ Ausführlicher behandelte er diesen Gegenstand kürzlich in der Zeitschrift „L'Anthropologie“ in einem Aufsatz über den Wechsel der Behaarung bei den Kindern der Melanesier und afrikanischen Neger. Bei den Neukaledoniern haben die ein- bis zweijährigen Kinder fast glattes oder leichtgelocktes Haar von brauner, hellbrauner, selbst blonder Farbe. Einige Jahre später wird das Haar stark weißig oder kraus. Kinder über sechs Jahre haben fast ausnahmslos das Kraushaar der Erwachsenen, nur hat es mitunter noch nicht dessen vollschwarze Färbung. Sarasin nennt diese Erscheinung ein „phänomène

paléogénique“ (Wiedergeburt), und er zieht daraus den Schluß, daß die Bewohner von Neukaledonien und anderer Inselgruppen (Neue Hebriden) von Borelern mit glattem oder welligem Haar abstammen.

Ähnliche Feststellungen wurden bei den afrikanischen Negern gemacht. Bei Neugeborenen fand man schwarzes, feines, biegsames, schwach gelocktes Haar von drei bis sechs Zentimeter Länge, das in seiner Hinsicht mit dem Haar der Erwachsenen übereinstimmte. Die unbekannten Vorfahren der Neger hätten demnach ursprünglich glattes Haar gehabt; das Kraushaar wäre also verhältnismäßig jungen Datums. „Diese bedeutsame Entdeckung“, schreibt Sarasin, „wurde bisher von der offiziellen Anthropologie nicht nach ihrem Wert anerkannt.“ Daß die Embryos von Negern kein Kraushaar haben, läßt sich auf den Abbildungen, die dem Aufsatz beigegeben sind, deutlich erkennen. Noch weitere Bezeugen werden angeführt, u. a. der Missionar Junod, der längere Zeit unter den Thogas, einem Basuto Stamm in Südafrika, gelebt hat, ferner W. S. Schulz in Baltimore, der über viel Material (Frühgeburten und Säuglinge von Negern) verfügt. Diese Forschungen erstrecken sich sowohl auf die Neger des Nordens wie der südlichen Staaten, wo sie sich viel reiner erhalten haben. Die Mütter wissen zu erzählen, daß das leichtgewellte Haar nach einigen Wochen, mitunter einigen Monaten, sich in Kraushaar verändert. Auch hier ist also die Behaarung der Erwachsenen nicht ohne weiteres beim Kinde gegeben.

„Wenn wir also“, schreibt Sarasin, „annehmen, daß Kraushaar ein sekundär erworbener Besitz ist, so kann man daraus folgern, daß verschiedene Rassen in verschiedenen geologischen Zeitabschnitten diesen Besitz erworben haben können, und daß das Vorhandensein von Kraushaar nicht notwendigerweise enge Verwandtschaft bedeuten muß. Der sekundäre Charakter des Kraushaars macht es umständlich, das Haar weiterhin als Basis für eine Einteilung der Menschenrassen zu verwenden.“

Kreuzwort-Rätsel



Wagerecht: 1. Biblisches Land. 5. Vogel. 6. Lebensbund. 8. Bekanntster Bürgermeister von Wien. 9. Pflanze. 11. Götterberg. 14. Himmelsrichtung. 16. Preussische Stadt. 17. Deutscher Dichter. 18. Gebäudeteil. 19. Männlicher Vorname. 20. Giftpflanze. 23. Diplomatisches Schreiben. 26. Insel. 28. Chemikalie. 29. Feierliche Versicherung. 30. Schweizer Kanton. 31. Englischer Vorname. — Senkrecht: 1. Stadt im polnischen Korridor. 2. Ros. 3. Griech. Fabelwesen. 4. Römischer Kaiser. 5. Filmfirma. 7. Kälteprodukt. 9. Hansestadt. 10. Mißbehagliches Gefühl. 12. Heidestadt. 13. Merkbuchausdruckschrift. 14. Niedriges Tier. 15. Fett. 21. Himmelsrichtung. 22. Musikinstrument. 24. Gedicht. 25. Schluß. 26. Dänischer Name. 27. Buch.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 126: Senkrecht: 1. Neger. 2. Pfeil. 3. Art. 4. Löwe. 5. Pirna. 6. Echo. 7. Nebel. 8. Opern. 10. Hagel. 15. Etage. 17. Lotia. 18. Pan. 19. Eis. 20. Fee. 21. Leo. 23. Eßig. 26. Tassa. 27. Tulpe. 28. Eutin. 29. Pluto. 30. Leine. 31. Kelim. 34. Wa. 36. Reh. — Wagerecht: 1. Nepal. 5. Penny. 11. Grete. 12. Robbe. 13. Wagen. 14. Lee. 16. Al. 19. Elf. 22. Salati. 23. Entree. 24. See. 27. Tee. 29. Pol. 32. Urjel. 33. Salut. 35. Uriel. 38. Ocean. 39. Oheim. — 9. und 37. wagerecht: „Fröhliche Pfingsten!“



Neues aus Industrie und Technik.

Von Ernst Trebesius.

Geschweißte Eisenbauten. — 18 Millionen PS. im Dienste der deutschen Industrie. — Eine Höchstdruckdampfmaschine. — Neuzeitliche Müllverwertung.

Auf der Suche nach immer besseren Arbeitsmethoden ist man bereits vor einigen Jahren vereinzelt dazu übergegangen, die Schiffsrümpfe, die bekanntlich aus einzelnen Platten bestehen, nicht mehr mittels der bisher üblichen Nietung herzustellen, sondern elektrisch zu schweißen. Jetzt hat die Westinghouse Electric Manufacturing Co. in Pittsburgh zwei neue Fabrikgebäude errichtet, deren Eisenkette ebenfalls nur mittels Lichtbogen-Schweißung verbunden worden sind. Bei Versuchen, die im Carnegie-Institut mit geschweißten Konstruktionsteilen angestellt wurden, zeigten die Schweißverbindungen eine größere Festigkeit als die anstehenden Träger. Wenn auch die Schweißung keine Verminderung der Löhne im Gefolge hat, so ergibt sie doch höchst beachtenswerte Ersparnisse an Material. Zunächst wird durch Wegfall der Rielen, Winkel, Laschen usw. bereits an Werkstoffen gespart. Betrachtlicher sind jedoch die Ersparnisse, die sich durch Verminderung der Querschnitte, die beim Schweißen nicht geschwächt werden und deshalb geringer gehalten werden können, ergeben. Bei einem Materialaufwand von 700 Tonnen für ein fünfstöckiges Gebäude soll die Ersparnis etwa 100 Tonnen betragen. Der Wegfall der polternden Niethämmergeräusche darf bei der Schweißung außerdem noch als angenehme Zugabe betrachtet werden.

In Verbindung mit der ersten deutschen Volkszählung nach dem Kriege wurde eine Gewerbezählung vorgenommen, wobei sich laut „Wirtschaft und Statistik“ die interessante Tatsache ergab, daß die deutsche Industrie in all ihren Zweigen gegenwärtig einen Kraftbedarf von 18 Millionen PS. aufweist. Obwohl die Zahl der in der Industrie beschäftigten Personen seit der Vorkriegszeit um 27 v. H. stark zugenommen hat und im Jahre 1925 etwa 18,5 Millionen betrug, fand keine wesentliche Vermehrung der Betriebe statt, woraus der heute vorherrschende Zug zum Großbetrieb recht deutlich hervorgeht. Angesichts der noch immer herrschenden Wohnungsnot erscheint es auf den ersten Blick recht seltsam, daß das Baugewerbe mit 1,47 Millionen hinsichtlich der Zahl der Beschäftigten an der Spitze aller Industriezweige marschiert. Man darf jedoch nicht übersehen, daß im Baugewerbe die Handarbeit noch überwiegt. Mit 1,43 Millionen folgen die Bekleidungsindustrie, mit 1,34 Millionen die Nahrungs- und Genussmittelindustrie, mit 1,22 Millionen der Maschinenbau und mit 1,19 Millionen die Textilindustrie. Bezüglich des Kraftverbrauches ergibt die Zählung ein völlig anderes Bild. Hier steht der Bergbau mit 3,8 Millionen an der Spitze, obwohl im eigentlichen Bergbau, also bei der Gewinnung der Kohlen und Erze unter Tage, die Handarbeit noch vorherrschend ist. Nach dem Bergbau folgt die Eisen- und Metallgewinnung, die Maschinenindustrie usw. Der Gesamtbedarf aller industriellen und gewerblichen Betriebe, deren Zahl sich ohne Landwirtschaft auf 3,5 Millionen beläuft, betrug rund 18 Millionen PS. Er wird in der Folge noch riesig ansteigen, da von den 3,5 Millionen gewerblichen Betrieben erst 15 v. H. Kraftmaschinen besaßen, während 85 v. H. bisher noch ohne Kraftmaschinen auskamen.

Bei den Siemens-Schudertwerken in Berlin befindet sich seit einiger Zeit eine Dampfmaschine in Betrieb, bei der nach dem Verfahren von Benson Hochdruckdampf von 225 Atm. Spannung erzeugt wird. In einem der üblichen Dampfessel wird das zu verdampfende Wasser zunächst auf 180 vorgewärmt. Das vorgewärmte Wasser wird alsdann durch eine dreifach wirkende Kolbenpumpe mit 230 Atm. Druck durch ein Bündel enger Röhre gepreßt. Im ersten Teil des mit Öl beheizten Rohrbündels wird das Wasser von 180 auf ungefähr 370 erhitzt und gleichzeitig in überhitzten Dampf umgewandelt. Im zweiten Teil des Rohrbündels findet eine weitere Erhitzung des Dampfes auf etwa 400 statt. Ein Drosselventil entspannt ihn schließlich, ehe er in den dritten Teil des Rohrbündels eintritt, von 225 Atm. auf 105 Atm.

Mit dieser Spannung und etwa 400 tritt der Dampf schließlich in eine neunstufige, eingebäufte Dampfturbine ein. Diese Turbine macht 10 000 Umläufe in der Minute. Durch die Arbeitsleistung in der Turbine entspannt sich der Dampf auf 13 Atm. Spannung. Er tritt noch einmal in den Kessel zurück, wo er nochmals überhitzt wird. In einer zweiten Dampfturbine, einer Kondensationsturbine, wird schließlich seine Spannung restlos ausgenutzt. Da diese Versuchsanlage, die stündlich 10 000 Kilogramm Dampf von 105 Atm. Spannung und 400 Grad Celsius liefert, zufriedenstellende Resultate ergeben hat, so wurde bereits eine größere Anlage mit 25 000 Kilogramm Dampf stündlicher Leistung in Angriff genommen.

Nicht weniger denn 15 Millionen Dollar im Jahre gewinnt Ford in seinen gesamten Werken aus der Verwertung der Abfallstoffe, die in anderen Betrieben zum Teil als Müll dem Verderben überlassen werden. Durch diese Zurückgewinnung der Abfälle vermag er seine Wagen um 2 v. H. billiger zu verkaufen als es sonst der Fall wäre; wodurch natürlich der Absatz eine wesentliche Stärkung erfährt. Auch in anderen Ländern legt man jetzt der Müllverwertung eine größere Bedeutung bei, da diese Frage außer der wirtschaftlichen auch eine gesundheitliche Seite hat, die vor allem die Hygieniker stark beschäftigt. In England hat man die Müllverwertung von Anfang an nur vom gesundheitlichen Standpunkt aus betrachtet, bis man ganz von selbst bemerkte, daß die Beseitigung des Mülls nicht nur keine besonderen Kosten verursachte, sondern durch die Verwertung der ausfortierten Stoffe einen beachtenswerten Gewinn abwarf. In dem Müll sind nämlich außer Brennstoffen, Lumpen, Knochen und Eisen auch Düngerstoffe enthalten, die den Feldern zugeführt werden können. Ferner lassen sich aus den Schlacken sehr gute Schlackensteine herstellen, die den Ziegelsteinen an Festigkeit nicht nachstehen. Daß aus einer Tonne Grobmüll eine Tonne Dampf gewonnen werden kann, wird manchem verwunderlich erscheinen. Da die Stadt Berlin jährlich etwa 700 000 Tonnen Müll abzufahren hat, der nach dem Ausfortieren etwa 400 000 Tonnen Grobmüll enthält, so könnten damit auch 400 000 Tonnen Dampf erzeugt werden, der in Fernheizwerken zur Heizung ganzer Stadtteile zu verwenden wäre. Auch den ungünstigsten Fall vorausgesetzt, daß sich die Ausgaben und Einnahmen der neuzeitlichen Müllverwertung die Wage halten, so sollten die Stadtverwaltungen gleichwohl aus gesundheitlichen und ökonomischen Gründen bemüht sein, die bisher üblichen Müllbuden verschwinden zu lassen durch Errichtung zentraler Anlagen für Müllverwertung.

Der geräuschlose Straßenbahnwagen.

Durch die quietschenden und quielenden Geräusche, die Straßenbahnwagen namentlich in den Kurven der Großstadtgleise hervorruken, werden die Gehörnerwen der Großstädter oft empfindlich gereizt. Versuche, die Weichen und Kurven durch Öl und Fettschmiermittel zu schmieren und dadurch die Geräusche zu beseitigen, haben noch zu wenig greifbaren Ergebnissen geführt. In der amerikanischen Stadt Boston verwendet man jetzt elektrische Straßenbahnwagen der Twin City Rapid Transit Company, deren besondere Kennzeichen die Anwendung von Bremsen sind, wie man sie bei den Automobilen benutzt. Diese Bremsen wirken auf die Radtrommel und nicht auf das Rad selbst, wie es bei den allgemein üblichen Bremsen der Fall ist. Außerdem konstruiert man die Wagen leichter, so daß sie nur etwa 11 Tonnen, also etwa die Hälfte der früheren Wagentypen, wiegen. Der neue Wagen besitzt 50 Sitzgelegenheiten und kann maximal 150 Fahrgäste befördern. Er wird elektrisch geheizt und gelüftet. Eine neue Art Federung sorgt für gleichmäßige Verteilung der Last und Ausschaltung der Erschütterung, die durch Gleisunebenheiten hervorgerufen werden. Wenn der Fahrgast seinen Fuß von dem Fußbremshebel löst, wirkt die Luft unmittelbar auf die Bremsen und der Strom wird automatisch abgeschaltet. Außerdem kann der Wagen erst anfahren, wenn die Türen geschlossen sind.